

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 8 (1904-1905)
Heft: 2

Artikel: Am Golf von Spezia
Autor: K.E.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662481>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am Golf von Spezia.

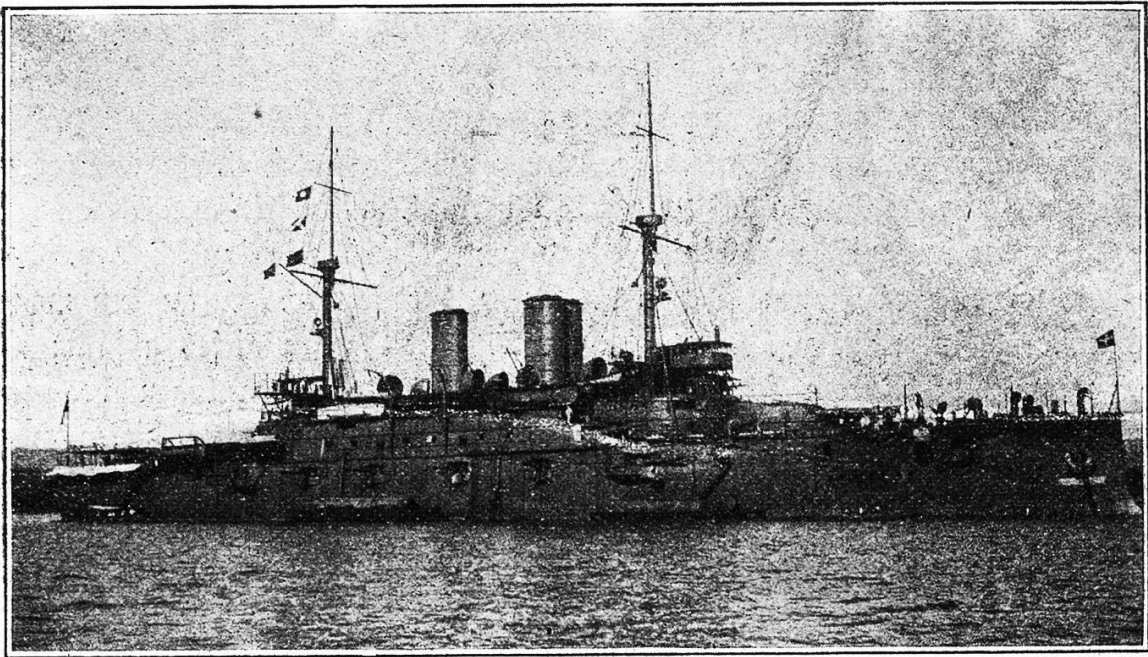
Der Golf von Spezia ist der bedeutendste und sicherste Kriegshafen Italiens. Dazu befähigen ihn die in weitem Halbkreis umschließenden Berge: Vorketten des Apennin, der bei Spezia das Mittelmeer verläßt, um in seinem weiteren Lauf, quer durch die italienische Halbinsel, Nord- von Mittelitalien zu scheiden. Ihre massigen, gerundeten Höhen sind vom Meere her schwer, ja an den meisten Stellen überhaupt nicht zugänglich, da ihr Fuß steil gegen dieses abfällt; aber ihre breiten Gipfel bieten für die ausgedehntesten Festungsanlagen bequemste Baustätten. Schon der kriegerische Scharfblick Napoleons hatte diesen Hafen als geeigneten Kriegshafen erkannt; aber sein Wunsch blieb ein Wunsch, und erst das neugegründete Italien brachte ihn ein halbes Jahrhundert später in seinem Interesse zur Ausführung.



Spezia.

Und so zieht sich denn jetzt rings um den Golf von Gipfel zu Gipfel ein ungeheurer Gürtel moderner Kriegsschlösser. Jede Anhöhe trägt einen sieben- und mehrfachen Kranz starker Wälle und Mauerzinnen, zwischen denen die Feuerschlünde der Kanonen hervorlauern. Aus den Öffnungen unterirdischer Gänge sieht man sie oft auch in Friedenszeiten aufblitzen und lang nach dem Aufschlagen der Kugeln auf der Flut, rauscht ihr Donner in unzähligen Schwingungen über das Meer hin und verliert sich erst allmählich im vielstimmigen Echo der gegenüberliegenden Berge.

Durch einen künstlich versenkten, zwei Stunden langen, unterseeischen Damm wird der Hafen in einen äußeren und einen inneren geteilt. In diesem letzteren liegen die Kriegsschiffe — riesige, graugepanzerte Ungetüme, wie eiserne Festungen. Einige kleinere endigen vorn in einem breiten scharfgespitzten Dorn, der unter Wasser liegt; diese sind dazu bestimmt, die feindlichen Schiffe an- und womöglich in den Grund zu bohren; andere noch kleinere, deren Flotte sich

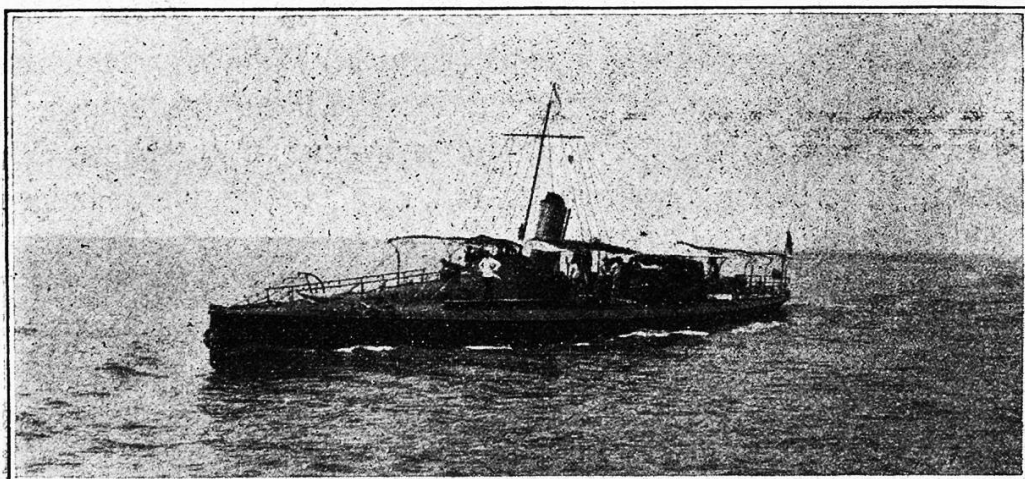


Italienisches Kriegsschiff.

näher beim Land, in der Nähe der großen Schiffsbaustätten befindet, sind die unheimlichen Torpedos, die Schleuderer über- und unterseeischer Geschosse, deren Schnelligkeit und Beweglichkeit alle Vorstellung übersteigt und die mit unheimlichem Geheul gewöhnlich ihre Manöver eröffnen.

Die meisten Seegeschütze — und das ist etwas, worüber der Betrachter angesichts der riesenhaften Schiffe, die sie tragen, anfangs gewöhnlich erstaunt — haben kaum Armeslänge und einen ganz minimalen Durchmesser (etwa 150 mm); denn die massige Kanonenkugel vermöchte dem Stahlpanzer eines Kriegsschiffes wenig zu schaden und sie wird deshalb nur zur Vernichtung dessen, was sich auf Bord befindet, verwandt. Wichtiger aber ist es, jenen Panzer unter der Wasseroberfläche zu durchbohren, damit das feindliche Schiff sinke. Das vermögen nur Geschosse von minimaler Größe.

Die Festungen und Kriegsschiffe im Hafen von Spezia bilden jedoch keines-



Torpedoboot.

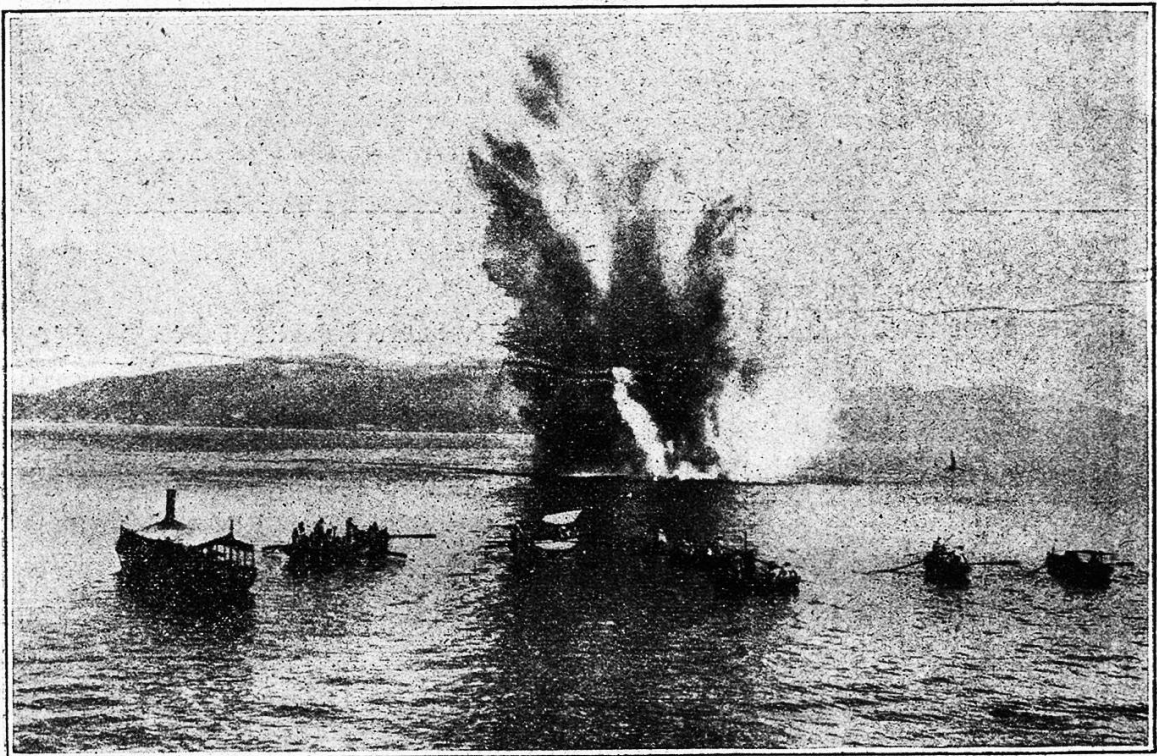
wegs den einzigen oder größten Reiz, den diese Gegend auf den Besucher ausübt. Weit mehr bietet ihm ihre Natur.

Von jeher wurde sie darum von Malern und Dichtern besucht.

Böcklins, Platens, Byrons und Shelleys Namen sind dauernd mit ihr verknüpft, und noch einen viel größeren Namen, denjenigen Dantes, will man mit ihr in Verbindung bringen (siehe F. X. Kraus, Dante).

Böcklin, der „gran pittore“, der im hiesigen Volksmund noch immer mit Ehrfurcht genannt wird, obgleich man hier so wenig wie im übrigen Italien und auch im nahen Frankreich seine große Kunst versteht, fand hier von schwerer Erkrankung in seinen letzten Lebensjahren Genesung.

Er wohnte damals in San Terenzo, einem lieblichen Fischerdörfchen,



Explosierende Mine im Meer.

das erst in neuerer Zeit mit Lerici, einem ähnlichen alten Fischerstädtchen an der gleichen Bucht, durch eine fast alle ursprüngliche landschaftliche Schönheit zerstörende Landstraße verbunden worden ist. Noch ist es schön dort; denn alle Menschenkunst vermochte glücklicherweise den reichen Farbenzauber jener Stelle nicht auszulöschen. Aber wie mag es erst damals dort gewesen sein, als sich noch der Ölwald dicht um jenes Dörflein herumschloß und die rotstämmigen Pinien bis nahe an das Ufer herantraten. —

Auch unsere kleine Villa, ein Landhäuslein, das in romantischer Einsamkeit über dem felsigen und grottenreichen Strand einer der äußersten Buchten des Golfes liegt, hat Böcklin einst besucht und in der aus Brettern, Schilf und Lorbeergeäst errichteten Laube, in der diese Beilen entstehen, in guter Freunde



San Terenzo.

Gesellschaft geweiht und beim Blick auf das weite Meer freudig den Becher geschwungen.

Wie mußte ihm dies grüne Hüttlein gefallen, das auf dem höchsten Felsen über der blauen Bucht erbaut ist und aus dessen schattigem Versteck man in dunkelgrünem Rahmen Meer und Land in beständigem Licht- und Farbenwechsel, wie die glänzendbunten Bilder einer Zauberlaterne, erblickt! Von den massigen Höhen des Hintergrundes breitet sich ein mehr als dreihundertjähriger Ölwald, wie ein silberschimmernder Teppich, zum Meere hinunter. Seine Stämme haben so kühne und phantastische Formen, daß es einem im Dämmer- und Mondenschein ordentlich gruselt, zwischen ihren Verschlingungen hindurchzugehen; und daß man ein Heer verzauberter Riesen und Drachen vor sich zu haben meint, die jeden Augenblick aus ihrer Erstarrung erwachen können. — Wie ein kleines Amphitheater schmiegt sich die Bucht dem Berge an. Aber statt der Öde lebloser Steinstufen schlingt die Rebe über dem Ackergrund ihre lebendigen, hellgrünen Ranken zu schattigen Laubgängen, und auf den roten Felsen über dem Meere verzweigt die Pinie, der südliche Nadelbaum, ihre weite, wolkenähnliche, schirmende Krone, und die neben ihr aufsteigende, säulengleiche, schwarzdunkle Cypresse bildet zu ihr das ernste Widerspiel.

Und inmitten dieses lichtgrünen Kranzes und weit über ihn hinaus glänzt das blaue, tiefblaue Meer: Bald hell erschimmernd wie ein blanker Krystallboden, bald leicht bewegt vom Zephyr, der darüber hinweht, und blau wie die Farbe der Kornblume. Auch die Schmetterlinge fehlen ihm nicht: Die Segelbarken, die mit hauschigen Flügeln darüber hinschweben. Am fernen Rand, wo Meer

und Himmel sich begrenzen, stehen sie am Mittag wie leichte Bünktchen, und näher und näher rücken sie und entfalten ihre roten, weißen, gelben, oft auch zweifarbigen Schwingen. Es sind die Barken der Fischer, die draußen ihre Netze einsenkten und nun heimkehren. — Oft aber auch nimmt das Meer die Farbe der dunkeln Traube an. Dann ist Sturm im Anzug, und das sonst so fröhliche Spiel der Wellen, die noch eben ihre silberweißen Schleier an den schwarzbraunen Felsen emporwarfen und in tausend unverstiegbaren, durchsichtigklaren Bächlein von diesen niederrannen, wird nun zu einer grauvollen, riesengewaltigen, kräftevernichtenden Arbeit.

Unmöglich ist es, die Fülle von Licht und Farben, das Zusammenwirken von Ruhe und Bewegung in dieser Landschaft zu schildern. In jeder Tagesstunde, ja in jedem Augenblick wird das Bild anders, und doch bleibt es immer die eine und die selbe Schönheit!

Unten am Strand, wo ein Pinienwäldchen auf felsigem Untergrund weit in das Meer hinaus grünt, fließt eine klare Quelle über helles Gestein. Zu ihr, die weithin bekannt ist, kommen allmorgendlich die Fischerfrauen vom Berge und vom Meere her und waschen an ihr ihre farbigen Kleider, füllen ihre Wasserkrüge und erfreuen sich in den heißen Mittagsstunden mit Spiel und Gesang. Auch sie bringen Farbe und Leben in die sonst so einsame Bucht. Wenn sie am Abend ihre Krüge oder ihre Wäschebündel auf dem Kopfe nach Hause tragen und langsam mit abgemessenen Schritten, ohne Schuhe und aufgeschürzt, an dem Strand entlang schreiten, dann erscheinen sie durchaus wie homerische Heldenjungfrauen, etwa wie die edeln Töchter der ruderkundigen Phaeaken.

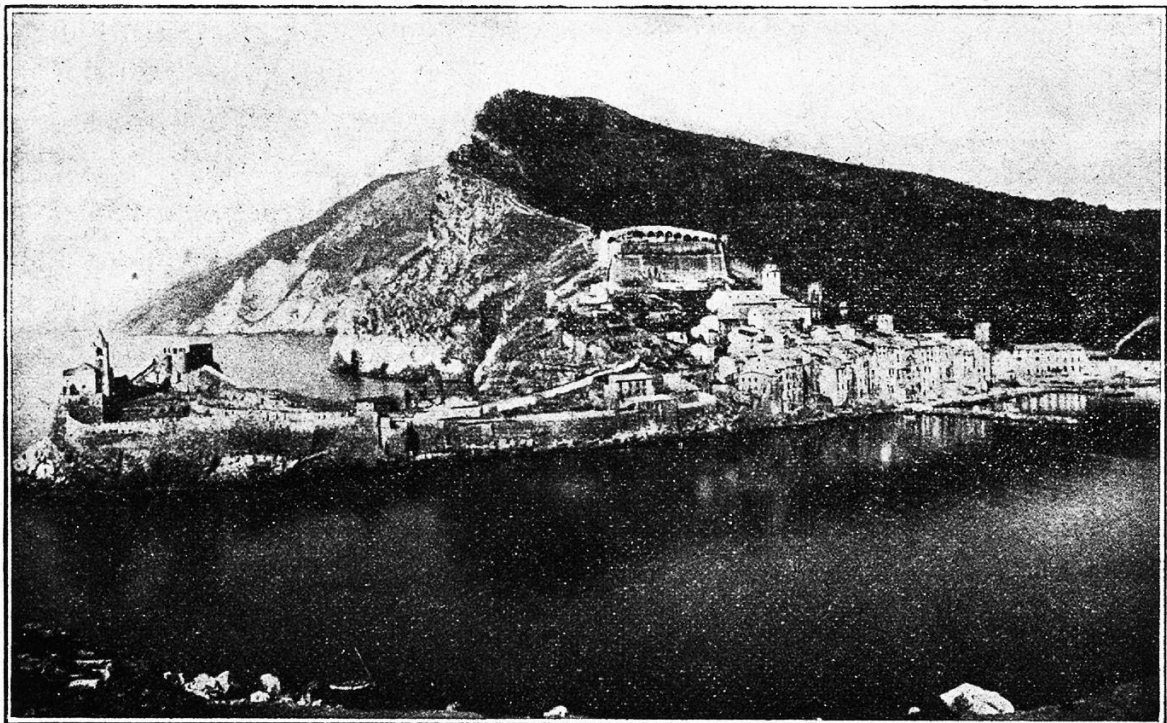
Von drüben aber glänzt in unsere Laube Palmaria und der Tino herüber. Wie ein Traumland tauchen diese Inseln und das strahlende Fischerdorf Portovenere aus den Fluten.

An schönen Tagen, wenn ein blauer Himmel sich über der Gegend ausspannt und die Luft durchsichtig klar ist, kann man die einzelnen Häuser jenes Dorfes deutlich erkennen. Dann erscheinen sie alle wie von blinkend weißem Marmor! Auch in klaren Nächten zittert der Schein ihrer Lichter über das Meer stundenweit zu uns herüber. Nur wenn der Mond sich über dem schwarzen Wald, über unserer Bucht, erhebt, bleiben sie wie helle Sterne des westlichen Himmels drüben, und ihr Reflex geht in dem silbernen Schein, den der Mond wie eine breite glänzende Brücke über die Fluten wirft, unter.

An einem Sonntag fuhren wir hinüber und suchten auf Palmaria die Villa, wo der deutsche Dichter Platen einst gewohnt hat. Wie in Deutschland, so scheint auch hier sein Name vergessen zu sein. Wir mußten selbst auf die Villa raten, aber wir fanden sie leicht nach seiner eigenen Beschreibung (siehe „Einladung nach der Insel Palmaria“ in Platens Gedichten und seine „Briefe“ v. 1828). Es ist ein altes geräumiges Herrenhaus; wenn ich nicht irre, aus dem sechzehnten Jahrhundert; im Innern mit kleinen, arg ineinander geschach-

telten Räumen; aber vor seiner breiten stolzen Front dehnen sich weite luftige Terrassen, an denen die Rebe empor rankt. Wir gingen durch den Garten, der hinter der Villa liegt, und die schwarzsamtenen Cypressen über dem helleren Grün der Myrten, Orangen und blühenden Mimosen, erschienen uns ganz als das Wahrzeichen der Kunst und des Schicksals dieses stolzesten Dichters. Wer hat Italien mehr geliebt und in Versen mehr gefeiert als er! Wer Venedig nicht kennt, der erlebe es aus seinen Sonetten; und mag auch seinen meisten Gedichten das warme Leben der Empfindung fehlen, denen fehlt es nicht, die Italien betreffen. Es sind wenige, aber dem Urteil der Zeiten zum Troß „unsterbliche“ solche, in denen er sein ganzes Wesen ausgeströmt hat.

Vor uns „stiegen Carraras Marmorberge fern empor
Zu ihren Füßen Verici“.



Portovenere, von Palmaria aus gesehen.

In glühender Mittagssonne trug uns die Barke nach Portovenere, und wir stiegen hoch hinauf zu dem sonnenglühenden Felsen, wo zu römischer Zeit ein Venustempel gestanden haben soll und wo noch jetzt, in einem zerfallenen Kirchlein, ihre Tauben nisten. Unter uns schäumte das blaue Meer rastlos an den weißen Felsen empor. Wir hätten hier lange, ja immer stehen mögen, wenn nicht die Sonne zu sehr ihre heiße Glut fühlbar gemacht hätte!

Nun aber weilen wir wieder in unserer schattigen Laube: — Unter uns blaut die Bucht und von drüben glänzt Portovenere und Palmaria . . .

K. E. H.